

Die Arche

TEXT
MARTIN THEIS

FOTOS
FELIX ADLER



Die Apokalypse ist nah, glaubt Ben Green: Die Zivilisation werde unter der Erderhitzung zusammenbrechen. Um vorbereitet zu sein, baut der Engländer eine alte Kaserne in Sachsen zu einer Zufluchtsstätte um

Von oben wirkt Ben Greens Zuhause wie eine Insel im Wald (linke Seite). Green sagt von sich, er sei ein »alternder Gärtner, der aussieht wie ein Hippie«.



Ben Green beginnt den Tag mit seinem Rundgang über das Kasernengelände. Er begutachtet die Knospen, Blüten und Früchte, mit denen er sich auf den Niedergang der Zivilisation vorbereitet. Zum Wald hin, neben einer großen Baracke mit vergitterten Fenstern, gedeihen Beerensträucher, Weinreben und Rhabarberstauden. Er bricht einen grünen Spargelkopf von einem der Beete und zerbeißt ihn mit einem Knacken. Dann betritt er die Obstwiese, wo er vierzig junge Bäume eingepflanzt hat. Green beugt sich in eine Krone und betrachtet die grünen Früchte. »Oh, schau dich an, Viktoria-Pflaume, es ist dein erstes Jahr, und schon hängst du voll«, sagt er. »Gut gemacht!«

Inmitten des Kasernenhofs hat er sechs Äcker angelegt, jeder 85 Quadratmeter groß. Hier sprießen Kartoffeln, Bohnen, Erbsen und Kürbisgewächse. Manchen Pflanzen gratuliert er zu ihrer Entwicklung, wie dem sprießenden Kohl. Anderen redet er gut zu, wie dem Pfirsichbaum, von dessen Rinde ein Hirsch fraß. »Ich wünschte, ich könnte die Bäume schneller wachsen lassen«, sagt Green. Und wie jedes Jahr im Sommer wünscht er, im Frühjahr hätte er mehr Äcker umgegraben, mehr Samen gesät, Setzlinge gepflanzt und Unkraut gejätet. Green will unabhängig von der Gesellschaft werden. So schnell wie möglich.

In der Zukunft, wie Green sie sieht, ist auf die Welt außerhalb seiner fünf Hektar Land kein Verlass mehr. Seit mehr als dreißig Jahren beschäftigt ihn der drohende ökologische Kollaps. Inzwischen hält er die Katastrophe für unausweichlich. Deshalb fahndete er nach einem Grundstück: Möglichst groß, kühl und günstig sollte es sein – fern der Städte, wegen kommender Aufstände, und hoch gelegen, wegen kommender Fluten. Vor vier Jahren fand er es im sächsischen Hinterland. Die alte DDR-Kaserne ist umgeben von einem Nadelwäldchen, Feldern und vereinzelt Dörfern. Hier sucht Green eine handfeste Antwort auf die große Frage der Gegenwart: Wie wollen wir leben, angesichts eines drohenden Untergangs?

Seine Antwort soll auch gehört werden. Green postet über seinen Feldversuch eines autarken Lebens inmitten der aufziehenden Apokalypse auf Instagram, Tiktok und Twitter, unter seinem Namen »thepirateben«. Auf einem Blog denkt er über das Gärtnern nach, über Veganismus und darüber, was aus den Baracken seiner Kaserne einmal werden könnte. Per Newsletter informiert er über Fortschritte und Rückschläge. »Möglichst viele Leute müssen den Ernst der Lage verstehen. Dazu braucht es eine Aktivistin wie Greta Thunberg, Visionäre wie Elon Musk und Wissenschaftler, die ihre Stimme erheben«, sagt Green. »Und manche können sich vielleicht am ehesten mit einem alternden Gärtner identifizieren, der aussieht wie ein Hippie.« Green, 50 Jahre alt, ist ein großer Mann mit rotgrauer Lockenmähne und dem breiten Kreuz eines Arbeiters. Er will den Menschen zeigen, wie sie der Erderhitzung begegnen können. In



Green gießt seine Bäume: Er setzt auf Obst- und Gemüseanbau, um die Folgen des Klimawandels meistern zu können.

Worten, aber vor allem in Taten.

Er beginnt, Unkraut auf einem der Äcker im Kasernenhof zu jäten, damit die jungen Pflanzen Platz haben. »Ich glaube, dieser Ort muss existieren. Und ich glaube, dass ich ihn erschaffen muss«, sagt er. Auf Knien arbeitet er sich zwischen den Bohnenranken hindurch. »Wer sonst wäre bekloppt genug, das durchzuziehen?« Als er Ende 2018 aus der Schweiz hergezogen war, hatte er weder fließend Wasser noch Strom, im Winter waren die Räume klirrend kalt. Der Boden, den er bestellen wollte,

war von Soldatenmärschen und Militärfahrzeugen verdichtet. Er begann zu graben und fand keinen einzigen Wurm darin. Erst im vierten Jahr seines Feldversuchs baut Green genug Gemüse an, um allein davon überleben zu können. »Wenn ich es hier schaffe, kann es überall gelingen«, sagt Green. Die Stromleitungen hat er repariert. Ein warmer Raum im Winter steht noch auf der To-do-Liste.

Green zieht eine Ackerwinde aus dem Boden. »Das zweitschlimmste Unkraut hier. Hat eine schöne Blüte, ist aber ein bössartiger Bastard«, sagt er und zeigt auf die lange Pfahlwurzel. In etwa einer Woche wird wieder alles voll davon sein. Jäten, mähen, wässern ist der Rhythmus des Sommers. Green hat den Wechsel der Jahreszeiten von klein auf verinnerlicht. Mit zwei Brüdern wuchs er nahe Birmingham auf, seine Eltern pflegten einen englischen Ziergarten. In der Armut früherer Jahre hörte er oft diese Losung: Das Geld wächst nicht auf Bäumen. Als Kind las er Bücher über Obst- und Gemüseanbau und verstand: Viele der Lebensmittel, die man mit Geld kaufen kann, wachsen auf Bäumen und auf Äckern. Fortan hatte er immer einen Garten.

Etwa den Grünstreifen hinter seinem Haus in Edinburgh, Schottland, wo er die spätere Mutter seiner beiden Töchter kennenlernte und Chemie studierte, bis er sich exmatrikulierte, weil er da noch glaubte, dass



Die erste Arbeit des Tages: Unkraut jäten. Um ohne Unterstützung von außen überdauern zu können, will Ben Green allein von dem leben, was er erntet.

man mit diesem Fach nur Böses anstellen könne. Dann, in London, jobbte er als DJ eines Pubs und bewirtschaftete ein britisches Allotment, eine der ehemaligen Grünflächen, die in der Not des Zweiten Weltkrieges zu Gemüsegärten umgewidmet wurden. Er half im Garten der Schwiegermutter in Österreich, wohin er der Familie gefolgt war. Dort brachte er sich das Programmieren bei und vertiefte sein Wissen über Kräuter. Nach der Trennung von seiner Partnerin arbeitete er als Programmierer in Berlin und pachtete einen Schrebergarten in Potsdam. Zuletzt lebte er in Zürich, als Leiter der IT-Entwicklung eines Medienkonzerns, und grub den Garten seiner Erdgeschosswohnung um. Da waren seine Töchter schon erwachsen.

In seinem alten Leben hat Green viel Geld verdient. Er liebte das Programmieren, ging gern in Pubs, besuchte Yogakurse. Stünde es in seinen Augen besser um die Menschheit, wäre er in Zürich geblieben, das für ihn war wie ein Berlin für reiche Erwachsene. Doch Green ist sich sicher: Es steht nicht gut um die Menschheit. Auf die alte Kaserne stieß er im Internet: 52.155 Quadratmeter Land in der kältesten Region Deutschlands. Ein Speisesaal und zwei große Baracken. Ein

Grundwasserbrunnen. Alles für 129.000 Euro. Green hatte eine Arche gefunden, die er durch die Zeit des Untergangs navigieren könnte. Er reiste nach Berlin, verkaufte dort seine alte Wohnung und verabschiedete sich mit Ersparnissen in fünfstelliger Höhe aus der Gesellschaft. »Es ist nicht so, als hätte ich meine großartige Karriere beendet, um auszusteigen«, sagt er. »Ich habe meine Karriere genau dafür begonnen.«

Doch er ist noch nicht am Ziel. Alle paar Monate radelt er zum Supermarkt, um Bratöl, Zucker und Kaffee zu kaufen. Damit aus seinen Äckern schneller fruchtbare Gärten werden, gibt er Pferdemit zur Erde, den er von Bauern aus der Umgebung erhält. Wenn ihn jemand mit einem Auto besucht, lässt er sich zum Baumarkt fahren oder holt Futtersäcke für die drei Wollschweine, die er vor dem Schlachter gerettet hat. Sie heißen Brunhilde, Marilyn Monroe und Fat Toni und sind eine Zumutung für seine Vision der Selbstversorgung. Er wollte eigentlich nur ein Ferkel adoptieren, damals, doch er konnte die anderen nicht dem sicheren Tod überlassen. »Ich bin schon ein elendig dummer Veganer«, sagt Green. »Jedes Schwein frisst so viel wie drei Menschen.« In einigen Jahren könnte er auch für sie genug Futter anbauen. Doch er bezweifelt, dass der Kollaps der Gesellschaft

Das alte Kasernen-Gelände, das Green in Sachsen gekauft hat, umfasst einen Speisesaal und zwei große Baracken wie diese.





Drei Wollschweine hat Green vor dem Schlachter gerettet: Brunhilde, Marilyn Monroe und den dicken Toni, so hat er sie getauft. Essen wird er ihr Fleisch nicht - Green ist Veganer.

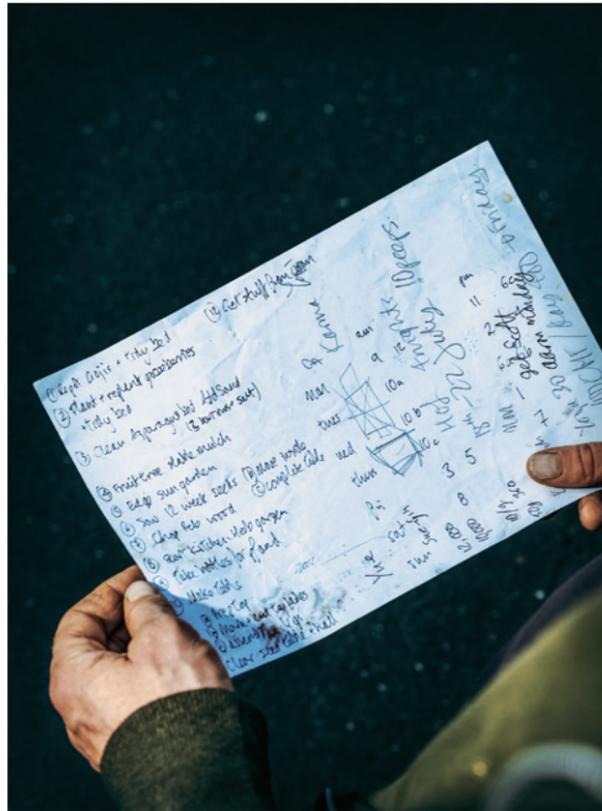
noch so lange auf sich warten lässt. Er befindet sich im Wettlauf gegen die Zeit.

Green hat sich immer vorgestellt, dass der Kollaps mit leeren Supermarktregalen beginnt. Weil die Erderhitzung auf ein Wirtschaftssystem trifft, in dem an jeder Ecke gespart und optimiert wird. »Der Kapitalismus ist darauf ausgerichtet, dass morgen noch alles ungefähr so funktioniert wie heute«, sagt Ben Green. »Lieferketten und Lagerzeiten sind eng getaktet.« Kürzlich las er den aktuellen *Global Assessment Report on Disaster Risk Reduction*, einen Bericht der Vereinten Nationen zum Management existenzieller Risiken, der das auf den Punkt bringt: Die sogenannte Effizienz des Systems habe zu weniger Spielraum bei ungeplanten Störungen geführt, heißt es darin. Naturkatastrophen, lokale Konflikte und internationale Krisen hätten eine Kaskade von Folgen, für die Lebensmittelversorgung und darüber hinaus. Bei einem seiner letzten Besuche im Supermarkt, nach Beginn des Ukraine-Krieges, war das Regal mit den Speiseölen leer. Es hat ihn nicht überrascht.

Während sich die meisten Menschen darüber wundern dürften, dass Ben Green sich jetzt auf das Ende der Zivilisation vorbereitet, wundert sich Ben Green über die Menschen, die das nicht tun. Dass Engpässe wie in der Versorgung mit Speiseöl noch nicht unmittelbar mit der Erderhitzung zusammenhängen, spielt für ihn keine Rolle. »Die Klimakrise wird andere Krisen auslösen und verschärfen, ob Pandemien, Kriege oder Massenflucht«, sagt er. Die Gesellschaft ist für ihn wie der sprichwörtliche Frosch im Topf, der nicht merkt, dass das Wasser stetig heißer wird, bis es kocht. »Der Kollaps hat bereits begonnen«, sagt er. »Es wird nie mehr besser als jetzt.«

Green erhebt sich vom Acker und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Zeit für die Kaffeepause. Mit einer Tasse setzt er sich vor den alten Speisesaal der Kaserne, einen verwitterten Kubus, in dem sich einst Hunderte Soldaten der Nationalen Volksarmee drängten. Neben ihm liegt das Buch *Limits and Beyond* – die Fortsetzung von *Die Grenzen des Wachstums*, mit dem der Club of Rome in den Siebzigerjahren vor dem ökologischen Kollaps warnte. Green las es als Jugendlicher in den Achtzigern. »Damit hat für mich alles begonnen«, sagt er. Bald darauf hörte er von einem Phänomen namens Klimawandel. In den Neunzigern engagierte er sich in der englischen Grünen-Partei und verteilte Flyer im Wahlkampf. In *Limits and Beyond* fragen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler jetzt: Warum haben wir nicht gehandelt, obwohl wir das alles wussten?

Die Weltgemeinschaft trifft sich seit 1995 jährlich zu Klimakonferenzen, und trotzdem hat Green den Ausstoß von Treibhausgasen Jahr um Jahr steigen sehen. Er hat jeden Bericht des Intergovernmental Panel on Climate Change, kurz IPCC, gelesen. Die Fachleute des Weltklimarates gaben immer düsterere Prognosen ab und schlossen stets mit dem gleichen Fazit: Wenn wir jetzt alles tun, was möglich ist – vom Energiesparen über den schrittweisen Verzicht auf fossile Brennstoffe bis zum Binden von Treibhausgasen aus der



Auf Notizzettel kritzelt Green die Aufgaben, die er in der folgenden Woche bewältigen will: bauen, jäten, mulchen oder die Aussaat neuer Samen.

Atmosphäre –, dann können wir die Katastrophe noch verhindern. Green fiel den Meldungen auf, die er früher für undenkbar gehalten hätte: Von Waldbränden in der Arktis war die Rede, von Hitzewellen in Sibirien, einem Hurrikan in Irland. In immer kürzeren Abständen folgten die Superlative aufeinander: schon wieder der heißeste Tag, der heißeste Sommer, das heißeste Jahr. Die Klimaabkommen blieben leere Versprechen. »Anscheinend sind weder die Menschen noch die Politik zu tiefer Veränderung fähig«, sagt Green.

Der Sommer 2021 war so feucht, dass ihm alle Tomatenpflanzen an Braunfäule eingingen. Er fragt sich, ob es irgendwann vielleicht gar keine Tomaten mehr geben wird, wenn das Klimasystem verrückt spielt und feuchte Sommer häufiger werden. Der jüngste IPCC-Bericht trägt den Titel *Mitigation of Climate Change*, zu Deutsch: Milderung des Klimawandels. »Statt der Vermeidung einer Katastrophe geht es darin nur noch um deren Eindämmung. Und die wird immer unwahrscheinlicher«, sagt Green. Der Bericht legt dar, dass die Folgen von aktuell 1,2 Grad Erderwärmung mitunter drastischer sind als angenommen. Green hat seine Schlüsse ohnehin längst gezogen. »Es gibt keinen vernünftigen Grund zur Hoffnung«, sagt er. »Und Optimismus entgegen allen Fakten ist eine Form des Wahnsinns.«

Umgeben von Vogelgezwitscher und dem Rauschen der Bäume geht er die nie endende To-do-Liste auf seinem Handy durch. Die Kaserne ist seine eigene Form radikaler Akzeptanz. Hier kann er es mit der Klimakrise aufnehmen. Vor der Mittagshitze will er zumindest noch Soja säen, auf dem jüngsten Acker im Kasernenhof. Die Arbeitsschritte filmt er mit seinem Handy, um daraus später ein Video für Tiktok zu schneiden: Er zupft Unkraut und reht den Mulch des Vorjahres unter die Erde. Dann zieht er Furchen mit einem Handpflug und lässt Sojabohnen hineinfallen. Ein bisschen spät im Jahr, aber Green muss ständig abwägen: Welche Schritte sind die wichtigsten, um so schnell wie möglich autark zu werden? Der Anbau von Soja stand nie ganz oben auf der Liste.

Green will nicht zu den Preppern sortiert werden, dieser Strömung von Apokalyptikern, die sich Waffen kaufen, Konserven horten und Bunker bauen. »Egal wie viele Dosen Bohnen die im Regal haben, irgendwann gehen ihnen die Vorräte aus. Dann werden sie scheitern«, sagt Green. »Prepper sind fixiert auf den Kollaps. Mich interessiert das Leben danach.« Er will ein geschlossenes System erschaffen, das er selbst tragen und erneuern kann. Einen Kreislauf aus Anbau und Ernte, Geben und Nehmen. Eine bessere Welt, wenigstens auf seinen fünf Hektar Land.

Er hofft, dass er sich mithilfe von Solarpanels bald aus dem Stromnetz verabschieden kann. Eigentlich wollte er Windkraftträder, denn die wären leichter zu reparieren ohne Ersatzteile. »Man braucht eine



Mit der Spatengabel fühlt sich Green wohler als bei der Arbeit in seinem alten Leben. Er war Programmierer.



Wenn er nicht mit seinen Händen tätig ist, dann mit seinem Hirn: Green arbeitet sich durch Literatur über die Grenzen des Wachstums.

grobe Vorstellung davon, wohin man will, und muss akzeptieren, wenn der Weg dorthin anders aussieht als erwartet«, sagt er. »Es ist gut, Ja zu sagen zu den Dingen, die einem unterwegs begegnen.« Um die Qualität seines Bodens zu verbessern, will er jährlich acht Kubikmeter Kompost produzieren. Dafür braucht er etwa die dreifache Menge organischer Abfälle. Die Schweine sind da ausnahmsweise hilfreich: Green schätzt, dass er in diesem Jahr auf den Mist von außerhalb verzichten kann. Hat der Boden erst genügend Nährstoffe angereichert, hofft Green, auf das jährliche Graben verzichten zu können. »Während das einfache Leben draußen immer beschwerlicher wird, wird mein beschwerliches Leben in den Baracken immer einfacher«, sagt er.

Die Zukunft, wie Ben Green sie sieht, ist das Ende staatlicher Ordnung. Auf Dürren folgen Ernteausfälle, auf Katastrophen unterbrochene Lieferketten. Auf leere Supermarktregale folgt die Barbarei. Er stellt sich das vor wie in dem Film *Cosmopolis*, in dem ein Milliardär mit Limousine und Leibwächter durch Manhattan zu seinem Friseur fährt, während um ihn herum Krawalle ausbrechen. »Die Menschen in den Großstädten werden sich um Rattenfleisch prügeln«, sagt Green. Polizisten, Feuerwehrleute und Krankenpflegerinnen würden irgendwann auf Nahrungssuche für ihre Familien gehen, statt zur Arbeit zu kommen. Er stellt sich vor, dass eines Tages Flugzeuge vom Himmel fallen. Weil auch die Fluglotsen andere Sorgen haben.

Mittags zieht er sich in den kühlen Speisesaal zurück. Er nennt ihn sein Loft: eine große Fensterfront, für die er noch größere Vor-

hänge genäht hat; ein Kamin, der im Winter nie genug Wärme spendet; die Wand über seinem Bett getäfelt mit Gemälden. In der Mitte des Raumes steht ein weißer Flügel. Gerade übt er daran das Blumenquett aus der Oper *Lakmé*. »Die Kaserne soll ein Ort sein, an dem man sich an die guten Seiten der Menschheit erinnert«, sagt Green. »An die Musik, die Kunst und das Ballett. All das, was im Überlebenskampf zuerst vergessen wird.« In einem der Räume hat er ein Kino mit Beamer und 300 DVDs eingerichtet. Er träumt von einer Bibliothek mit dem geballten Wissen der Menschheit. In seinem großen Bücherregal steht schon mal die *Encyclopædia Britannica* in 33 Bänden – für eine Zeit, in der es kein Internet mehr gibt.

Auch als er noch innerhalb der Gesellschaft lebte, war Green ein Eigenbrötler. Er verbrachte viel Zeit mit seinen Büchern. »Dass ich so bin, half mir, Geld zu sparen«, sagt er. Bestimmt zähle ihn keiner seiner vielen Bekannten zu seinen besten Freunden. Das habe den Ausstieg erleichtert. In seinen Baracken aber soll in Zeiten der Apokalypse eine Gemeinschaft leben. Deshalb sucht Green nach Gleichgesinnten. Etwa in der Online-Community des britischen Nachhaltigkeitsexperten Jem Bendell, der *Deep Adaptation* veröffentlicht hat, einen Aufsatz, in dem es um die Akzeptanz der Klimakatastrophe geht, um die Überwindung der Trauer und den Fokus auf ein gutes Leben im Rahmen verbleibender Möglichkeiten. In einer Facebook-Gruppe zu *Deep Adaptation* fragte Green nach Leuten, die ihren Frieden mit den kommenden Umbrüchen bereits gemacht haben. Er schrieb: »Ich fühle mich, als wäre ich der Einzige.« Immerhin bekam er fast hundert Antworten. Nicht alle hatten das Stadium der Akzeptanz schon erreicht.

Über eine Webseite für freiwillige Helfer kommen in den warmen Monaten öfter junge Menschen zu ihm. Dann zieht Leben in die Baracken. Mit gemeinsamen Abendessen und morgentlichen Yogatreffen bekommt Green eine Idee davon, wie sich sein Zuhause eines Tages anfühlen könnte. Doch den Winter in der Kaserne hat noch niemand mit ihm ausgehalten. »Es ist wie ein dunkler, kalter Albtraum, der sieben Monate dauert«, sagt Green. Ständig muss er Holz hacken und den Ofen füttern. Manchmal kann er sich vor Rückenschmerzen kaum regen. Und dann die Depressionen, wochenlang, jedes Jahr zur gleichen Zeit. Ob er sich auch mal bewusst einen Tag freinimmt? »Ich nehme mir bewusst nie einen Tag frei«, sagt Green.

Über ungebetene Gäste, die den Frieden der Baracken stören könnten, macht er sich keine Sorgen. Oder er lässt nur so viel Unsicherheit zu, wie er ertragen kann, um nicht im Gefühl der Vergeblichkeit zu versinken. Die Menschen auf dem Land rund um seine Kaserne hätten selbst Äcker und Vorratskammern, sagt er. Die

nächsten Großstädte seien mehr als zehn Tagesmärsche entfernt. Weil es in der Zukunft, wie er sie sieht, kein Benzin mehr gibt und das Essen knapp ist, würde es kaum jemand bis in seine Region schaffen. Wenn doch, dann dürfte der Hunger die Menschen in die umliegenden Dörfer treiben, wo die Jäger gut bewaffnet sind. »In meinem Wald würden sie mich nicht finden«, sagt er. »Sogar Leute, die schon hier waren, verirren sich ohne Internet.«

In solchen Augenblicken, wenn er den Anlauf der Apokalypse durchdenkt, wirkt Ben Green wie ein Widerspruch in sich. Obwohl er die Welt ins Chaos taumeln sieht und Optimismus als eine Form des Wahnsinns brandmarkt, ist er voller Zuversicht, dass ihn die Folgen des Zusammenbruchs nicht treffen, dass ein gutes Leben weiter möglich sein wird. Einerseits geht Green nicht anders mit der Klimakatastrophe um als der Rest der Welt: Auch er hofft noch. Andererseits arbeitet er daran, für seine Hoffnung möglichst gute Gründe zu schaffen.

Nach einem Teller Linsencurry und einem Mittagsschlaf widmet er sich der härtesten Aufgabe für heute. Abseits des Kasernenhofs hat er ein neues Feld gegraben, für Sonnenblumen, Quinoa und Mais. Nur hat er nicht mehr geschafft, es vom Unkraut zu befreien, bevor die Samen in die Erde mussten. Also geht Green auf die Knie und treibt eine Handschaufel in den Boden. Zwischen den Reihen der Nutzpflanzen gräbt er die Kriech-Quecke aus. »Dies ist das

Wenn das Tagwerk vollbracht ist, genießt Ben Green die Stunden der Ruhe.



Auf seinem linken Unterarm trägt Green eines der Prinzipien seines Lebens tätowiert.



mit Abstand schrecklichste Unkraut hier«, sagt er. »Es formt dichte Wurzelgeflechte, bis zu zehn Zentimeter unter der Erde.« Wer die Quecke loswerden will, muss einen jahrelangen Kampf führen. Green hat ihn aufgenommen, einmal mehr. »Ich will möglichst viel Anbaufläche erschließen, bevor ich zu alt dafür bin«, sagt er. Sein Schweiß tropft auf die trockene Erde.

Auch das neue Feld wird ein paar Zyklen von Anbau, Ernte und Kompost brauchen, bis aus dem steinigen Boden ein lebendiger Garten erwächst. Dann aber wird Green seinem Ziel schon nah sein: Die Schweine werden kaum noch Futter vom Händler brauchen. Aus den Kernen der Sonnenblumen will er selbst Öl herstellen. Monatelang

hat er Kundenbewertungen zu Ölpresen studiert und sich dann von seinen Töchtern eine zum 50. Geburtstag gewünscht. Sein eigenes Geld ist so gut wie verbraucht. »Wahrscheinlich schaffe ich es, genau dann pleitezugehen, wenn ich mit den Baracken auf eigenen Beinen stehen kann«, sagt Green.

Gegen Abend stapft er wieder auf die große Obstwiese hinter der Kaserne. Mit dem Reservoir seines Grundwasserbrunnens kann er drei Bäume bewässern. Heute sind eine Walnuss an der Reihe, eine Reneklude und der Prinz-Albrecht-Apfelbaum. Mit dem Schlauch in der Hand überblickt Green das Gelände. »Eigentlich kann ich mit so einer Hippie-Scheiße nichts anfangen, aber je mehr ich mit meinen Händen in der Erde arbeite, desto verbundener fühle ich mich mit diesem Stück Land«, sagt er. »Manchmal kommt es mir so vor, als seien ich und die Kaserne dasselbe Wesen.« Mit den Bäumen wächst auch sein Optimismus. In etwa fünf Jahren werden sich deren Äste berühren und – schätzt er – mindestens acht Tonnen Früchte tragen. Dann hätte er genug Obst und Gemüse, um außer sich und seinen Schweinen noch ein paar Menschen zu ernähren. Wie auch immer die den Weg zu ihm finden mögen.



Martin Theis

Die Recherche in der Kaserne im vergangenen Sommer war für unseren Autor wie eine Zeitreise: Er sah alte DDR-Flaggen, verblichene Porträts sozialistischer Politprominenz und ein Telefon mit Wählscheibe, auf dem »110 Volkspolizei« stand. Vor Kurzem sprach Theis noch einmal mit Green, der ihm berichtete, dass er inzwischen auch Sonnenblumenöl gepresst habe. Die Ausbeute sei aber überschaubar gewesen: gerade mal zwei Liter.